

Von Wänden, Grenzen und Türen in den Mauern

Das Dorf hatte vierhundert Seelen und sieben Gastwirtschaften. Da traf man sich. Einfach so. Nach dem Sport. Oder zum Kegeln. Sie hätte gerne Kegel aufgestellt, aber das durften nur die Jungs. Erste Grenzerfahrung.

Dann das Gymnasium. „Die Leute dachten, meine Eltern wollten was Besseres sein, weil sie eine Tochter aufs Gymnasium schickten.“ Wir sind schon verabredet, hieß es, wenn sie zum Spielen kam. Die Kinderfreundschaften zerbrachen. Ausgegrenzt.

Das Gymnasium war in der Stadt. Der Weg weit. Kinderfreundschaften waren über diese Entfernung nicht möglich. „Die frühe Pubertät war sehr einsam.“ Aber Leben will leben und sucht sich seinen Weg. Die Eltern arbeiteten hart, hatten nur eine kleine Freundesgruppe. Sie war ein „kleiner Zigeuner“, schlief gerne woanders, durfte im Vorschulalter zweimal wöchentlich zum Bastelkreis, als sie älter war, nahm die große Schwester sie mit in den Sportverein. Später hat sie selbst eine Kinderturngruppe geleitet.

Die Tanzstunde der Konfirmanden durfte sie zweimal besuchen. Sie war spät eingeschult worden, nahm ihrem Alter entsprechend am Konfirmationsunterricht und den Tanzstunden teil und als ihre Klassenkameraden konfirmiert wurden, durfte sie ein zweites Mal mittanzen. Das waren Highlights in ihrem Leben. Sie durfte auch eine Wand ihres Zimmers braun streichen, damit das Poster mit Che Guevara gut aussah, und beim Abschlussball einer Tanzschule, als Tänzerinnen fehlten, durfte sie einspringen.

Als sie älter wurde, bot auch das entfernte Gymnasium vielfache Möglichkeiten. Der Unterricht fiel häufig aus, die Schüler trieb es vom Schulgelände an den Deich zum Knutschen, bei schlechtem Wetter ins Café, bis der Besitzer merkte, dass immer nur einige wenige etwas bestellten, die ganze Horde aber die Plätze belegte. Da warf er sie hinaus.

Zu Hause war das Leben von Arbeit geprägt. Da hat sie viel gelernt. Die Eltern haben sie selbständig werden lassen und ihr großes Vertrauen entgegen gebracht. Der Vater war Handwerker, nahm sie mit in die Werkstatt, wo sie an die Blechschneidemaschine durfte, Dachrinnen drehen und falzen konnte. Sie lernte von ihm zu tapezieren, auch schwierige Muster, mit sechzehn stand sie auf dem Gerüst und beizte die Fenster ab.

Die Mutter hatte einen kleinen Laden, da hat sie nach der Schule „Ladendienst“ gemacht bis abends. Mit der Mutter hat sie den Laden renoviert, sie räumten um, suchten schöne Farben für den Anstrich aus, waren stolz auf das Ergebnis. Dann explodierte der Ölofen. Wie lange haben sie abgewaschen und geputzt? Die Regale. Die Wände. Das ganze Inventar? Sie weiß es nicht mehr genau. Es war eine elende Arbeit. Und anschließend musste neu renoviert werden. Da wurde sie gebraucht. Da hat sie gelernt zu arbeiten, Verantwortung zu übernehmen wie eine Erwachsene.

Das Leben war zu jener Zeit für Heranwachsende streng geregelt, da musste man sich seine Freiheiten selbst nehmen. Manche Schulstunden fielen aus, viele

Stunden ließen die Schüler ausfallen. Eines Tages, die Clique saß gemütlich im Café, trat der Lehrer, bei dem sie eigentlich gerade Unterricht gehabt hätten, ein, nahm am Nebentisch Platz ohne von seinen Schülern Notiz zu nehmen, las die Zeitung. Sie konnten direkt in sein Gesicht sehen. Der Lehrer hat seine Schüler nie auf dieses Treffen angesprochen, die Klasse hat seinen Unterricht nie wieder geschwänzt!

Manchmal mussten die Freiheiten mit tiefen Einschnitten in das Leben der jungen Leute bezahlt werden. In der siebten Klasse wurde eine Mitschülerin schwanger. Sie wurde zur Oma geschickt, der junge Vater ins Internat. Eine Mitschülerin, die in der zehnten Klasse schwanger wurde, verließ die Schule. Sie war gut in der Schule, passte im Unterricht auf, Hausaufgaben wurden im Schulbus erledigt. Sie las viel, „da war kein Platz für Schularbeiten“. Doch sie ging gerne in die Schule.

Dann kam der Prinz. Abends haben sie sich auf der Bank vorm Haus getroffen, die große Schwester spielte die Gouvernante. Nicht gut genug. Die junge Frau wurde schwanger.

Mutter und Schwester dachten, „ich versau mir das Leben“. Der Vater blieb erst einmal ahnungslos. Sie bekam schwere körperliche Arbeit aufgetragen, vermutlich in der Hoffnung, damit einen Abbruch herbeiführen zu können. Auch heiße „Schönheitsbäder“ sollte sie plötzlich nehmen. Aber nichts geschah. Sie heiratete den Vater des Kindes, ging weiter zur Schule, ihr Vater unterstützte sie, holte sie mit dem Auto oft von der Schule ab, sie machte ihr Abitur und ging dann mit ihrer kleinen Familie ins Ausland.

Die junge Frau war begeistert. Sie empfand die Menschen dort als spontaner und aufgeschlossener als im heimischen Wendland. Sie wurde überall freundlich aufgenommen, nie wurde ihr das Gefühl gegeben, eine Fremde und unwillkommen zu sein.

Dort wollten die jungen Leute studieren. Sie entschied sich für ein Kunststudium, hörte außerdem Biologie und Psychologie. Nebenbei musste sie arbeiten, das Studium wollte bezahlt werden. Sie hatte Glück. Irgendwann bekam sie eine Stelle in der Buchbinderei einer medizinischen Bücherei. Sie konnte ihre Arbeitszeit selbst einteilen, sich um das Kind und ihr Studium kümmern. Obwohl sie gerne gelernt hat, hat sie nie eine akademische Richtung angestrebt. Sie sah sich nicht als Künstlerin, sondern als Handwerkerin. Alles war easy, sagt sie, aber gelernt habe ich nichts. Die Dozenten hingen wohl eher der Vorstellung an, die Kunst gehe weit über Können hinaus und sei deshalb ein Privileg besonders begabter Genies, die natürlich auch nur von Ihresgleichen verstanden werden könnten und sich deshalb auch ausschließlich in ihren exklusiven Kreisen bewegten. Dazu war das Kind des Wendlandes zu realistisch und bodenständig. Nach vier Jahren, mit der zweiten Schwangerschaft, gab sie das Studium auf.

Die junge Familie ging zurück nach Deutschland.

Hier, in einer Stadt im südlichen Deutschland, waren sie die Fremden, allein gelassen mit den Kindern, einsam. Die Hoffnung, mit drei Kindern eine

Wohnung zu finden, erwies sich als unrealistisch, mehrere Monate lebten sie in einem Zelt.

Also zurück ins Wendland, wo ihre Eltern wohnten. Dort fanden sie in einem kleinen Dorf in der Nähe eine Wohnung. Obwohl die Entfernung zu ihrem Elternhaus nicht sehr groß war, waren sie hier wieder die Fremden, Kontakte selten. Erneut ausgegrenzt. Ein schweres Leben: Zu Hause eine Fremde sein. Die junge Frau war Hausfrau, ging putzen, weil eine andere Arbeit nicht möglich war: Der Kindergarten hatte nur von acht bis zwölf Uhr geöffnet. Der junge Mann musste für das notwendige Kleingeld sorgen.

Nach wenigen Jahren fanden sie im Dorf der Eltern eine Wohnung und sie konnte aufatmen: „Wir wurden wieder begrüßt!“

Die Kinder wurden älter und die Frage nach einer Berufsausbildung wurde drängender. Sie hätte gerne Möbeltischlerin werden wollen, aber es gab keinen Ausbildungsplatz. Schließlich bewarb sie sich um eine Ausbildung zur Physiotherapeutin. Ein Vorgespräch mit einem Psychologen fand statt. Der wollte ihr dringend abraten, deutete an, dass er eine Ablehnung befürwortete. Sie wurde trotzdem angenommen und hat die erneute Schulzeit sehr genossen. Inzwischen sind die Kinder aus dem Haus, den Laden ihrer Mutter gibt es schon lange nicht mehr, die Gastwirtschaften wurden eine nach der anderen aufgegeben oder an neue Wirte verkauft oder verpachtet, die ihnen ein neues Gesicht gaben.

Sie hat, sagt sie, gelernt, dass man hier keine Freundschaften schließen **muss**, denn die alten Cliquen und Seilschaften bestehen weiter, grenzen jeden aus, der nicht in ihr enges Weltbild passt. Echte Freundschaften haben sich im Laufe der Zeit eher mit Zugereisten entwickelt als mit Einheimischen. Trotzdem fühlt sie sich wieder angekommen, denn „es gibt genug nette Menschen hier, man muss sich über die engstirnigen nicht aufregen.“

„Das Leben“, sagt sie, „hat mich wieder hierher geführt. Es hat mich dahin getragen, wo ich hingehöre. Manchmal habe ich gedacht, du stehst jetzt vor einer Wand. Und dann hatte die Wand plötzlich eine Türe oder ein Fenster.“